

DUCHHARDT, Heinz, *Der Weg in die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges. Die Krisendekade 1608-1618*, München/Berlin/Zürich 2017.

Im Jahr 2015 legte Heinz DUCHHARDT ein Büchlein vor, das uns im Rundgang über die Europakarte zeigte, wie viele Erschütterungen und Erfolge, wieviel Epochales oder beim zweiten Hinsehen doch nur vorübergehend Aufregendes sich in einem einzigen vormodernen Jahr (der Autor wählte 1648) zusammenzuballen pflegte. Das war ein netter Einfall, der historische Laie konnte sein Vorurteil, wonach in jenen Zeiten, über die er nicht so viel weiß, schon auch nicht so viel passiert sein werde, revidieren. Der moderne Großstadtmythos von der angeblichen Beschleunigung wurde dekonstruiert.

Aber nun eine ganze Dekade? Wieder wandern wir mit weitem Aufmerksamkeitsfokus über die Europakarte, doch der damalige Aha-Effekt will sich nicht noch einmal einstellen. Nun wartet DUCHHARDT diesmal freilich mit einer interessanten Zusatzthese auf: Nicht die bloße Ereignisfülle seines Zeitfensters wolle er aufzeigen, Vieles habe sich auf die Kriegskatastrophe seit 1618 zugespitzt. „Der Krieg, der große europäische Krieg, warf lange Schatten voraus“ (S. 10), er habe sich „seit Längerem angekündigt und abgezeichnet“ (S. 16). Sollte das Buch also Kriegsursachenforschung betreiben? Das tut es leider nicht konsequent und deshalb letztlich auch nicht überzeugend.

„Strukturen und Mentalitäten“ ist das erste Kapitel überschrieben. Wir durchstreifen die europäische Staatenwelt, stoßen dabei auf Vieles, was mit „1618“ nun wirklich nichts zu tun hat, beispielsweise auf „Massenvertreibungen aus Spanien“ (S. 24) oder ostpolitische Ambitionen der polnischen Kronrepublik. Daß ‚alles mit allem irgendwie zusammenhängt‘, ist mit manch anderer Volksweisheit keine wissenschaftlich fruchtbare Vermutung.

Zu Recht konstatiert DUCHHARDT, daß „der Weg in die Katastrophe ... nicht ... mit dem Macht- und Reputationsbedürfnis eines expandierenden ... Staates“ zu „erklären“ sei (S. 17). Warum begegnen wir dann mehrmals dem BURKHARDTSCHEN Konzept eines dreißigjährigen „Staatsbildungskriegs“? Schlicht anachronistisch ist die (wohl ebenfalls bei Johannes BURKHARDT nachgelesene) Annahme, Europa sei im frühen XVII. Jahrhundert „eine Art Pyramide mit einer ganz kleinen Spitze“ gewesen, „die von den beiden Häuptionen der Christianitas, Kaiser und Papst, gebildet wurde“ (S. 63). Tatsächlich war der letzte Kaiser mit universalen Herrschaftsansprüchen, KARL V., ein halbes Jahrhundert davor spektakulär und auf ganzer Linie gescheitert; der Gehalt eines kontinentalen Führungsanspruchs der Kurie läßt sich der kalen-

darischen Spaltung Europas seit der Gregorianischen Kalenderreform ablesen. Noch nicht einmal ihren Sonntag (um vom politischen Alltag ganz zu schweigen) wollten sich Europas Protestanten von Rom vorschreiben lassen!

„Es unterliegt keinem Zweifel, dass der beherrschende Grundzug der Krisendekade die Konfessionsproblematik war“ (S. 36): Diese Einsicht stimmt natürlich! (Freilich, erneut: warum dann seit 1618 ein Staatsbildungskrieg?) Leider sind Heinz DUCHHARDT, diesem großen Kenner der Kriegführung und der Außenpolitik der zweiten Hälfte der Frühneuzeit, in seinem Kapitel über „die Konfessionsproblematik“ auch kapitale Schnitzer unterlaufen. Nehmen wir uns nur einige Zeilen auf den Seiten 52 f. vor: Dort wird eine „Rückbesinnung auf die jeweiligen dogmatischen Grundlagen“ der verschiedenen Konfessionen konstatiert, „im protestantischen Lager waren das die auf dem Wormser [!] Reichstag von 1530 überreichte Confessio Augustana [!] ... und natürlich [!] der Augsburger Religionsfriede“. Letzterer ist vollkommen ‚theologiefrei‘, er steht für eine politische Friedenskonzeption, hat den konfessionellen Dissens verrechtlicht. Von den „dogmatischen Grundlagen“ des Protestantismus werden wir dort keine Spur finden.

Warum auch immer („Strukturen“, „Mentalitäten“?) ist die Kleine Eiszeit hier eingereicht. Daß „das Phänomen ... bereits seit ca. 1520“ existiert habe (S. 59), kann man so nicht sagen. Die Abkühlung hatte im frühen XIV. Jahrhundert eingesetzt, in Nordeuropa sogar einige Jahrzehnte früher, in ihre Kernphase trat die Kleine Eiszeit seit den 1560er Jahren: Binnen einer Generation (die das als raschen und bedrohlichen Wandel wahrnahm) wurde das Klima so menschenunfreundlich, daß es sich nun auch für den Historiker lohnt, über das Wetter zu reden - im Hinblick auf die Hochkonjunktur der Hexenverfolgungen nämlich („Wetterzauber“!), aber doch ziemlich sicher nicht der Kriegsursachenforschung halber.

„Dramatis personae“ ist ein Sammelsurium knapper Lebensskizzen überschrieben: einige Könige, vier Reichsfürsten. Wir finden treffliche Charakterisierungen (MATTHIAS: „es mangelte am Können und an der Fortune“, S. 67); Formulierungen, über die man streiten könnte (etwa „die zunehmende Zurückdrängung der Landstände“ durch MAXIMILIAN VON BAYERN, S. 75 - war ihnen nicht schon vom Vorvorgänger, nach der ORTENBURG-Affäre, das Rückgrat gebrochen worden?); und auch falsche Behauptungen, so die, daß es „1613“ zu einem Kaisertum von MATTHIAS „keine Alternative gegeben“ habe (S. 68). Das ist aus zwei Gründen fragwürdig: MATTHIAS wurde 1612 zum Kaiser gewählt, und diese Kür gehört zusammen mit der von 1519 zu den beiden bis zuletzt einigermaßen offenen, die Entscheidung (gegen Erzherzog AL-

BRECHT) fiel wohl erst während des Wahlkonvents von 1612. Wenn uns die Lebensskizze des pfälzischen Kurfürsten FRIEDRICH weismacht, „in seiner Entourage“ habe „der spätere ‚tolle Halberstädter‘, der Fürst CHRISTIAN I. VON ANHALT-BERNBURG, eine maßgebende Rolle gespielt“ (S. 78), ist das ein für eventuelle Argumentationslinien des Buches unschädlicher und doch auch ein schwer begreiflicher Fehler: Der feurige junge Welfe und die Graue Eminenz des Heidelberger Kurhofes hatten eben denselben Vornamen Christian. Ein durchgehender Bezug zu den vorgeblichen Leitmotiven des Buches ist in dem Personenkapitel nicht auszumachen; oder erhellt die Kriegsursachenforschung, daß MARIA VON MEDICI häufig unter „Seitensprüngen“ zu leiden hatte, und steuert die „Körperhygiene“ des englischen Königs JAKOB mit seiner „wenig attraktiven äußeren Erscheinung“ (S. 82 f.) hierzu bei?

Am Ende des nächsten Kapitels, über „Dramatis theatra“, drängen sich ähnliche Fragen auf. Europa ist dort ein einziges großes ‚Krisentheater‘, allüberall, so DUCHHARDT, sei es zu einer „Zuspitzung der politisch-gesellschaftlichen Zustände“ gekommen (S. 157); sogar auf der Apenninhalbinsel dräute „Unruhepotenzial“ (S. 163), um von der „Smuta“, der „Zeit der Wirrnis“ in Rußland ganz zu schweigen, wo gleich zwei falsche „Dmitris“ (so hieß der jüngste Sohn des schrecklichen IWAN) den Krisencharakter der ganzen Dekade im Doppelpack bezeugen sollen, aber was nur haben beide mit Deutschlands großem Konfessionskrieg zu tun? Was trugen hierzu ein „offener Katholizismus“ an der Universität Padua (S. 164) oder osmanisch-persische Rivalitäten (vgl. S. 192) bei? Das Kapitel beginnt mit einer problematischen These: Die fragliche Dekade zeichne ein „Kontinuum von Zuspitzungen, regionalen Kriegen“ sowie „Krisen“ aus, „wie es in dieser Dichte in anderen schmalen Zeitfenstern nur selten auftritt“ (S. 102). Das läßt sich statistisch schwerlich erhärten (gibt es glückliche und unglückliche Dekaden, gibt es historische Leerzeiten, in denen partout nichts passieren will?), vor allem aber: All den vielen „Krisen“ und „Zuspitzungen“, die DUCHHARDT auflistet, ist weder ein Zusammenhang untereinander noch einer mit der Katastrophe seit 1618 eigen.

Kurz, wir stoßen beim Rundgang durch Europas ‚Krisentheater‘ auf manch Überflüssiges, gelegentlich auch auf Fragwürdiges. „An einen offenen Krieg gegen Spanien konnte Frankreich noch nicht (wieder) denken“, heißt es im Hinblick auf die späten Jahre von HENRI QUATRE (S. 158). Aber sehr wahrscheinlich bereitete er doch gerade einen großen Waffengang gegen Habsburg vor, als er im Mai 1610 ermordet wurde! Das Himmelszelt oder die Flora auf göttliche Botschaften hin zu lesen, entsprach nicht irgendeinem „Zeitgeist“ der „Krisendekade“ (vgl. S. 223), dieser für moderne Leser irritierende, gleichsam ‚gespaltene‘ Blick auf die

Natur (Natur als utilitaristisch auszubeutendes Ressourcenreservoir, Natur als Offenbarungsträger) ist zahllosen vormodernen Lebensaufzeichnungen aller Generationen eigen. Und der „Englische Schweiß“ (S. 220) raffte die Menschen doch nicht ausgerechnet vor 1618 dahin (sondern vor allem in den Jahrzehnten um und nach 1500)! Ob die Dekade vor 1618 eine besonders düstere Endzeitstimmung geprägt hat, wie DUCHHARDT wiederholt vermutet? Darüber ließe sich trefflich streiten, man denke nur (um es bei prominenten Beispielen zu belassen) an die Naherwartung des alten LUTHER oder, vielleicht noch intensiver, die eines THOMAS MÜNTZER.

Von der Vorkriegszeit als „einem ideengeschichtlich faszinierenden Zeitfenster“ zu sprechen (S. 215), geht dennoch an, aber aus einem Grund, den DUCHHARDT nicht in den Blick bekam: Just, als die Springflut konfessioneller Hetzschriften und militanter Aufrufe zum gottgewollten Krieg ihr Allzeithoch erreichte, erreichte auch die „Staatsräson“ (auf diesen Begriff brachte die Vormoderne die Einsicht, daß Politik ihren eigenen Sachzwängen folgen dürfe, nicht *Ancilla theologiae* sei) Mitteleuropas Gelehrtenpulte, entstanden Deutschlands politologische Pionierwerke! Das ist eine Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, die sich für die Kriegsursachenforschung fruchtbarer machen ließe als eine vermeintliche Überfülle an Krankheiten, Krisen, Kuriositäten.

Dem mitteleuropäischen ‚Krisentheater‘ widmet der Autor 55 Seiten, und dort stoßen wir auf viele gelungene Passagen, auch auf feine Beobachtungen, die nicht in jedem Handbuch stehen. So erfahren wir, daß just jetzt im bikonfessionellen Augsburg die Friedhöfe nach Konfessionen getrennt wurden; ein aufschlußreicher Seitenblick streift die Architektur - neue Arsenale, eine ganze Reihe neuer Befestigungsanlagen und Festungsgürtel (vgl. S. 156). In die damalige Reichsgeschichte hat sich DUCHHARDT gründlich eingelesen. Kundig geht er auf die „Krieg-in-Sicht-Krisen“ (eine treffliche Formulierung!) am Niederrhein ein, die ja instruktiv zeigen, wie leicht das Pulverfaß Reich mittlerweile entzündbar war. Zu Recht resümiert der Autor, daß das „halbe Jahrhundert“ nach dem Ersten Religionsfrieden „ein Ringen um die Interpretation, Ausfüllung und Ergänzung der *lex fundamentalis* von 1555 war“ (S. 106).

Wenn DUCHHARDT anderswo konstatiert, es habe die Evangelischen erbittert, daß „der katholische Teil auf dem Buchstaben von 1555 beharrte“ (S. 230), ist das wiederum schief, auf „dem Buchstaben“ des Religionsfriedens ritten auch die Protestanten herum, nur lasen sie ihn anders. Es war ein Kampf der Lesarten. Auch mit der Behauptung, daß „der Wortlaut“ des Geistlichen Vorbehalts „an sich unzweideutig“ gewesen sei (S. 110), ist das so eine Sache,

wenn man die kleine Präambel bedenkt, die diese Passage des Religionsfriedens einleitet und den Dissens der Reichstagsteilnehmer von 1555 vermerkt. Da DUCHHARDT den Geistlichen Vorbehalt für eindeutig hält, urteilt er auch, die jeden Protestanten erbitternde „Autonomia“ von 1586 habe „mit juristischer Schärfe und philologischer Stringenz“ deren Sicht auf den Religionsfrieden widerlegt (vgl. S. 114) - mit solchen Statements hätte sich DUCHHARDT im damaligen Kampf der Pamphlete zum Entzücken der Katholiken sehr weit exponiert. Daß der Religionsfrieden „die [!] Reichsstädte ... in den Zustand konfessioneller Pluralität überführt“ habe (S. 122), stimmt nicht, nur manche unter ihnen. Zu Recht sieht DUCHHARDT den gescheiterten Reichstag von 1608 als Zäsur, widmet er ihm mehr als zwei Seiten Text; aber warum erwähnt er nicht einmal, welcher Antrag dieses Desaster provoziert hat? Es war die Idee (kurzsächsischer Provenienz), im Reichsabschied die Rechtskraft des Religionsfriedens zu beteuern. Wer diesen Religionsfrieden nicht scharf im Blick hat, kann Deutschlands Konfessionelles Zeitalter nicht deutlich ins Bild rücken.

Es ist Rezensentenpflicht, noch auf einige mißverständliche Sätze hinzuweisen. Die Liga habe „im Unterschied zur Union ... schnell auch auswärtige Unterstützung verbuchen“ können (S. 129), notiert DUCHHARDT; freilich gelangen der Union doch zügig mehrere Vertragsabschlüsse mit auswärtigen Mächten, man denke nur an den - eine Allianz mit HENRI QUATRE begründenden - Vertrag von Schwäbisch Hall. Ob der Würzburger Fürstbischof JULIUS ECHTER tatsächlich „an die 100.000 Untertanen“ rekatholisiert hat (S. 124), bei der damaligen Bevölkerungsdichte? Gegenüber der Kurie hat er sich mit dieser Zahl gebrüstet, und so fand das irgendwie Eingang in die Literatur; die Würzburger Jesuitenchronik beziffert die Konversionserfolge des Ordens auf knapp viertausend. Daß die Böhmisches „aus verschiedenen Kandidaten (Kurfürst JOHANN GEORG VON SACHSEN“ und anderen: S. 153) den Pfälzer als neuen König ausgewählt hätten, ist schief formuliert, „des Kaisers treuehorsamer Churfürst“ in Dresden hätte sich hierfür nie und nimmer hergegeben.

Ziehen wir die Summe! DUCHHARDT kann überzeugend aufzeigen, daß die zerstrittenen Eliten des zerschlissenen Reichsverbands im Vorkriegsjahrzehnt doch eines einte: Kriegsfurcht (in Unionsakten - sie muß DUCHHARDT natürlich nicht kennen - verdichtet sich das in diesem Topos: „krieg steht ins haus“). Aber das Buch changiert zwischen solchen wahrnehmungsgeschichtlichen Befunden und dem Versuch, strukturgeschichtlich eine gewisse Zwangsläufigkeit von „1618“ aufzuweisen - das gelingt dem Text über weite Passagen nicht, hierfür hätte der Autor seine Leser nicht nach Rußland oder Persien, an italienische Universitäten oder in

französische Schlafzimmer führen müssen.

Beleuchten wir das Grunddilemma noch von einer anderen Seite her! Wiederholt weist DUCHHARDT auf magische Praktiken der Zeit hin („etwas Eschatologisches schwang ... in all diesen Praktiken mit“: S. 218), wiederholt streift er die Hexenverfolgungen. Von magischen Praktiken war aber, seit der Antike, der ganze vormoderne Alltag durchwirkt, in manchen Regionen der Erde ist er es immer noch; die exzessivsten Hexenverfolgungen hat hingegen tatsächlich der fragliche Zeitraum gesehen, indes doch wohl aus Gründen (so: Kernphase der Kleinen Eiszeit), die für die Kriegsursachenforschung mäßig interessant sind. DUCHHARDT wollte einerseits zu viel (nämlich ein von Krisen und „Zuspitzungen“ nur so wimmelndes europäisches Panoptikum), andererseits zu wenig. Konsequenz und konzentriert die Kriegsursachen zu analysieren und/oder nach der Unausweichlichkeit dieses Kriegs zu fragen: Das nämlich wollte er sich oder dem Leser nicht zumuten. So wird das Buch die Geschichtswissenschaft leider nicht entscheidend voranbringen. An spannendem Geschichtsstoff interessierte Laien dürfen sich auf „Action“ zuhauf freuen, sie werden sich auf keiner Seite langweilen.

*Axel Gotthard*